

Drei Tag' und drei Nächte hat er getrunken,
Der Gott, und trank die drei Becher leer;
Ist dann in die Arme der Liebe gesunken
Und trank hinfort keinen Tropfen mehr,
Doch erwacht, — kehrt er heim auf Adler-
schwingen,
Um Göttern und Menschen das Heil zu
bringen!

19. Neue Götterdämmerung.

Und wieder schwand in Finsterniss,
Das traumgebor'ne Gotteshaus;
Da ward das All ein Weltverliess,
Das Leben ruht im Tode aus:
Kein Ton durchklingt, kein Hauch bewegt
Die Still' in der kein Gott sich regt.

Doch als die Zeit erfüllet war,
Trat leise Purpurlicht hervor
Und in der Höhe still und klar
Erschien ein zarter Sternflor:
Bald auch in gold'nem Sonnenschein
Fand sich die neue Erde ein.

Und in dem grünen Paradies,
Da wacht' es auf, das Gotteskind,
Und was der Traum ihm einst verhieß,
Das ward sein göttlich „Angebind“:
Ein Gottesgeist, ein Gottgenie,
Ein Gottesherz voll Poesie.

20. Die neue Welt.

Nun braucht es nicht mehr Becherklang
Zur Poesie im Leben,
Die That ist Leben, ist Gesang
Auch ohne Blut der Reben.
O dass er bald allherrschend bliebe,
Der Gottesgeist der Menschenliebe!

Nun braucht's nicht mehr der Jagdgelüste
Nach Menschen und nach Thieren!
Was frommt's, dass man zum Kriege rüste,
Wenn keinen Feind wir spüren?
O dass er bald allherrschend bliebe,
Der Gottesgeist der Menschenliebe!

Nun braucht's nicht mehr der Götter droben,
Die Alles lenken sollen!
Was hül'f' es auch die Götter loben,
Wenn wir nicht selber wollen?
O dass er bald allherrschend bliebe,
Der Gottesgeist der Menschenliebe!

Nun braucht's nicht mehr der fremden Priester
Wenn Dir Dein Herz Altar ist;
Nicht Opfer braucht es, blutig — düster,
Wenn Deine Liebe wahr ist.
O dass er bald allherrschend bliebe
Der Gottesgeist der Menschenliebe.

Nun braucht's nicht mehr Gebete plappern
Zu Göttern, die nicht hören,

Nicht mehr gehört zum Handwerk „Klappern“,
Zu „Ja“ und „Nein“ kein Schwören:
O dass er bald allherrschend bliebe,
Der Gottesgeist der Menschenliebe!

Doch sieh, schon kommt die neue Erde,
Der neue Himmel steht schon offen,
Und dass es wirklich besser werde
Ist mehr als blosses Hoffen!
Schau' auf und sieh: es will auf Erden
Die Götterwelt verwirklicht werden.

Elsa's Geist.

Eine zeitgemässe Gespenstergeschichte von
Dr. Aderholdt.

„Was machst Du hier?“ — herrschte
der Lehrer Gross einen seiner Zöglinge
an, den er in seinem Zimmer antraf, als
er von der Abendandacht kam, welche
stets um 9 Uhr gehalten wurde, und
womit für Schüler und Lehrer der An-
stalt das Tagewerk beendet war.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr
Gross“ — erwiderte der Knabe — „der
Herr Direktor sendet mich, Ihnen diesen
Brief zu bringen, der soeben ange-
kommen ist.“

„So gieb und geh zu Bett!“

Herr Gross war heute übler Laune und
seine Zöglinge hatten das empfunden; er
hatte mehrere von ihnen hart angelassen
und andere bestraft, denn es war ihnen
nicht entgangen, dass ihr Lehrer zer-
streut war und die Zügel der Disciplin
in keiner sicheren Hand hielt, und sie
hatten sich diesen Umstand sofort zu
Nutze gemacht, um, wie man zu sagen
pflegt, über den Strang zu schlagen.
Die üble Laune des Herrn Gross und
seine Zerstreuung hatten aber ihren Grund
in einer getäuschten Erwartung. Schon
am Tage zuvor sollte sein Freund Schmidt
aus Wien eintreffen und, was die Haupt-
sache war, seine schöne und höchst lie-
benswürdige Schwester Elsa mitbringen.
Die Letztere hatte Herrn Gross schon
längst bezaubert, und bei ihrer letzten
Zusammenkunft war sein Herz in lei-
denschaftlicher Liebe entbrannt. Seine
Schüchternheit hatte ihn zwar bisher
noch verhindert, ihr dies zu erklären,
aber während der Trennung waren Glut
und Muth seiner Liebe so gewachsen,
dass er mit Ungeduld dem Wiedersehen
entgegenharrte, um ihr sein Herz zu

öffnen. Auf gestern war ihr Eintreffen angekündigt worden; aber weder gestern noch heute war eine Spur von Fräulein Schmidt oder ihrem Bruder erschienen. Da musste Etwas vorgefallen sein, und das war es, was Herrn Gross im Sinne lag und ihn beunruhigte.

Schnell ergriff er den Brief, welchen ihm sein Zögling brachte; vielleicht gab er die gewünschte Aufklärung. Richtig, da war der Poststempel Wien, und die Adresse zeigte die wohlbekannte Handschrift seines Freundes. Hastig riss er das Couvert herunter und las. Aber seine erwartungsvolle Miene nahm plötzlich einen sorgenvollen Ausdruck an, und die Röthe, welche sein Antlitz überflogen hatte, machte der Blässe Platz. Elsa war an der Reise durch eine Erkrankung gehindert; sie war an das Bett gefesselt; der Arzt fürchtete, dass sie von den Blattern befallen worden sei; trotzdem sie im Jahre zuvor auf's Neue geimpft worden war. Vielleicht — fügte der Freund allerdings tröstend hinzu — war es eine mildere Ausschlags-Krankheit, Scharlach oder nur Masern. Aber in Wien, das wusste er aus der heutigen Zeitung, wüthete die Pockenepidemie und hatte schon viele Opfer gefordert. Wenn Elsa von dieser ergriffen worden wäre! Wenn sie ihr erlänge! Und wenn der gütige Himmel sie ihm auch am Leben erhielt, würde ihre Schönheit gerettet werden können? Musste er nicht darauf gefasst sein, ihr glattes, rosiges Gesichtchen von hässlichen Narben zerfressen und entstellt zu sehn? Würde sie am Ende gar der Frau des Kastellan ähnlich werden, deren pockennarbiges Gesicht ihm immer so widerlich vorkam? O das wäre schrecklich! Welch' ein Unglück, diese Erkrankung! Wenn er doch wenigstens in ihrer Nähe hätte sein können! Jetzt lag eine so grosse Strecke Landes zwischen ihnen, dass, wenn ihm der Telegraph verkündete, sie läge im Sterben, er sie schwerlich lebend antreffen konnte. Mit pochendem Herzen und fieberndem Pulse lief er nun verzweifelt in seinem Zimmer auf und ab und nur allmählich vermochte er seine Aufregung zu beherrschen.

„Wozu mich quälen?“ — sagte er endlich Trost suchend — „Wozu das Schlimmste annehmen? Es ist ja noch gar nicht sicher, dass Elsa an den Blattern erkrankt ist; vermuthlich sind es nur die Masern, von denen ich weiss, dass sie dieselben noch nicht gehabt hat. Aber wenn es auch die Blattern wären, müssen diese denn tödtlich verlaufen? Sie hat einen vortrefflichen Arzt. Nicht einmal Narben braucht sie zu bekommen, meinem Collegen Fleck sieht Niemand an, dass er vor zwei Jahren die Blattern gehabt hat. Er musste sich das Gesicht dick mit Mehl einreiben, das kühlte und verhinderte das zum Aufkratzen der Pusteln verführende Jucken. Ich will sogleich schreiben, dass man dieses einfache Mittel nicht vernachlässigen soll, wenn es Noth thut.“

Er setzte sich zum Schreiben, und dabei beruhigte sich sein Gemüth wieder hinlänglich, um der Hoffnung Raum zu geben und die Bilder der Angst zu verscheuchen. Er trug dann den Brief eiligst zur Post und nahm, als er nach Hause zurückgekehrt war, eine Brochüre zur Hand, welche ihm der Buchhändler zur Ansicht gesandt hatte. Der Mode hat es in unseren Tagen beliebt, das Mittelalter wieder aufleben zu lassen mit einigen durch die veränderten Umstände bedingten Modifikationen. Die öffentlichen Lokale und die Privatwohnungen Wohlhabender schmücken sich mittelalterlich, die Raubritter machen als Industrieritter ihre Beute, in Paris stand ein Goldmacher vor Gericht, und Hexen, Gespenster und Wunder sind wieder zur Anerkennung gelangt. Der letzteren Kategorie gehörte der Inhalt der erwähnten Brochüre an; sie trug den kurzen Titel „Spiritistisches“. Der Lehrer Gross war nicht eben sehr spirituell, aber für den Spiritismus hatte er ein reges Interesse. Er las also mit Eifer von Tischrücken, Klopffeistern, Gespenstererscheinungen, Medien und was sonst noch in dieses Kapitel gehört, und er versenkte sich so in seine Lektüre, dass er die ganze Welt, seine Elsa nicht ausgenommen, darüber vergass. Erst als er um Mitternacht das Buch aus der Hand legte und

die Thurmglöcke ihre zwölf Schläge laut durch die Nacht erschallen liess, beben-der und klagender als sonst, da kehrte ihm der Gedanke an Elsa zurück, und ihr Bild trat vor seine Augen, lebhaft und deutlich; mit bleichem Antlitze heftete sie ihre erloschenen Blicke traurig auf ihn. Er schrak zusammen. „Elsa!“ — seufzte er — „Theure Elsa!“

Es war nur eine Täuschung, ein Spiel seiner aufgeregten Phantasie; das Bild war verschwunden und da, wo er soeben ein menschliches Gesicht zu sehen glaubte, befand sich das Zifferblatt der Wanduhr, welche mit ihrem eintönigen Tiktak seine Lektüre begleitet hatte. Sonderbar! Das Ticken hatte aufgehört, die Uhr stand still, beide Zeiger auf der Zwölf. Und doch war die Uhr nicht abgelaufen. Was hatte das zu bedeuten? Es war eine unheimliche Todtenstille im Zimmer. Wie? Wenn Elsa gestorben wäre! Wie? Wenn ihr letzter Gedanke an ihn gewesen und ihre abgeschiedene Seele sich hierher begeben hätte! Er hatte ja soeben von mancherlei Vorkommnissen dieser Art gelesen, über welche der Unglaube spottet; sollte seine Erfahrung jetzt die Wahrheit des Mitgetheilten bestätigen? Es lief ihm ein Schauer über den ganzen Leib und ein Gemisch von Furcht und Andacht bemächtigte sich seiner Seele. Er faltete die Hände und schaute auf, ob nicht die Erscheinung von vorhin aus einer dunklen Ecke des Zimmers auftauchen werde. Aber er harrte vergebens und Nichts unterbrach die lautlose Stille. Nichtsdestoweniger hatte er das Gefühl, als umschwebte ihn ein Geist; auf seiner Wange fühlte er es wie leise Athemzüge. Endlich fasste er sich ein Herz und mit halblauter, zitternder Stimme fragte er: „Elsa, bist Du hier?“

Da gab plötzlich eine Saite des Pianino's in der Ecke einen lauten Ton von sich. War die Saite gerissen? Nein, das hätte einen ganz andern Klang erzeugt; dieser Ton war rein und voll, als ob die Saite angeschlagen worden wäre. Obschon er eine Geistermanifestation erwartete, sträubten sich dem Lehrer Gross dennoch die Haare vor Angst und sein Antlitz erbleichte. Er wiederholte indessen seine

Frage, um sich zu versichern, dass er in jenem Tone eine Antwort zu erkennen habe. Wirklich! Derselbe Ton liess sich wiederum hören.

„Wenn Du hier bist, gute Elsa, so rede zu mir!“ — rief er nun aus, überzeugt, dass er es mit der Seele seiner Geliebten zu thun habe, und darum etwas weniger furchtsam.

Zunächst folgte Stille dieser Aufforderung, aber nach etwa zwei Minuten klangen nacheinander drei verschiedene Töne. Ihre Bedeutung zu erforschen, kam er auf den Gedanken, die Namen der betreffenden Noten zu beachten; es waren die Töne A, D, E. Dieses Resultat seiner Forschungen machte ihm das Blut fast zu Eis erstarren. „Ade!“ — rief sie ihm in Tönen zu. Nun wusste er, dass er sie nicht mehr wiedersehen würde, und er durfte seine Liebe wie Heinrich Heine in einem Riesensarge begraben! O schreckliche Offenbarung, deren ganze Schwere er noch gar nicht hatte erfassen können. Am Ausbruche der Verzweiflung hinderte ihn indessen die Fortsetzung dieser Scene. Wiederum ertönten verschiedene Saiten, aber durcheinander und ohne dass die tonbezeichnenden Buchstaben den mindesten Sinn gegeben hätten; jetzt war es sogar, als striche eine Hand über die Saiten hinweg. Bald laut, bald leise tönte es in einer bizarren Melodie und in ohrverletzenden Dissonanzen. Er wusste durchaus nicht, wie er diese Kundgebungen zu deuten habe, es sei denn als Ausdruck des Jammers der armen Seele. Dann wurde es wieder still und blieb still trotz neuer Fragen. Der Geist war nicht mehr anwesend.

So war es denn geschehen, was zu fürchten er kaum noch sich geweigert hatte! Er hatte Elsa verloren, auf immer verloren! Welch ein entsetzlicher Schlag für ihn! Er hatte sein ganzes Glück auf sie gebaut. Welchen Werth hatte das Leben nun für ihn ohne sie? Er sank vernichtet im Lehnstuhle in sich zusammen und liess die Arme schlaff herabhängen, indess er den starren Blick auf die Diele heftete. Sein Auge war trocken, die Kehle zusammengeschnürt und schmerzend und krampfhaft schlug

das Herz in der gepressten Brust. Er fand keine Thräne, seine Qual zu erleichtern; er wünschte sich den Tod, der allein ihn mit ihr vereinigen konnte. Da stieg plötzlich ein Gedanke in ihm auf, der ihm einigen Trost verlieh. Er hatte vorhin in seiner Brochüre von Beispielen gelesen, dass der Geist eines verstorbenen Mädchens ihrem Geliebten fortwauernde Besuche abstattete, dass sie sogar andere verstorbene Damen mit sich brachte und mit ihm bekannt machte, dass sie Erinnerungszeichen, wie Blumen, Haarlocken oder Photographieen zurückliess und dafür Gegengeschenke in Empfang nahm und vom Tische verschwinden liess; vielleicht dass auch ihm das Glück zu Theil wurde, ein solches seelisches Liebesverhältniss mit Elsa zu führen. „O wenn das möglich wäre!“ — seufzte er schmerzlich auf.

In diesem Augenblicke krachte es eigenthümlich; war es die Thür oder der Bücherschrank an deren Seite? Er konnte es nicht unterscheiden, aber es war ihm, als fühlte er einen Luftzug. Gleich darauf erklang wieder ein Saitenton, die bejahende Erwiderung auf seinen Wunsch. Elsa war wieder bei ihm; jetzt konnte er die Gelegenheit benutzen, ihr seine Liebeserklärung zu machen.

„Elsa!“ — rief er — „Wenn Du als Geist in mein Herz zu schauen vermagst, so musst Du erkennen, dass ich Dich liebe, aufrichtig, unendlich liebe! Sage mir, ob Du meine Liebe zu erwidern vermagst!“

Ein seltsam dissonirendes Tongewirr war die Antwort. War das Missbilligung? War sie beleidigt von seiner Erklärung? Oder war es ihr Schmerz, welchen sie auf diese Weise äusserte? O gewiss das Letztere, und sie litt, wie er. Aber er wollte Gewissheit haben, und er forschte noch einmal: „Elsa, liebst Du mich?“

Ein reiner schöner Ton erwiderte: Ja!

Wie liebliches Abendroth legte sich ein Schimmer der Freude über sein trauriges Antlitz, das wieder Farbe bekam. „O Elsa! Theure Elsa!“ — rief er die Arme nach der Unsichtbaren ausstreckend

— „Lass uns treu bleiben über Grab und Tod hinaus!“

Ein tiefer lang anhaltender Basston antwortete, und dieser konnte nur als Einverständniss gedeutet werden. Indessen wünschte Herr Gross doch eine bestimmtere Erklärung in Worten, und er schickte sich eben an, den Geist zu bitten, doch wieder mit ihm in Tönen zu reden, deren Notenbezeichnung ihm eine verständliche Sprache vermitteln konnte. Da hallten Schritte auf dem Corridor, und die Thür ging auf. Hertrat ohne alle Ceremonie der College Fleck, welcher aus einer Gesellschaft kam, wo getafelt, getanz und Champagner getrunken worden war. Er warf sich in die Ecke des Sophas und sagte mit lallender Zunge: „Zum Teufel, Gross, was machen Sie so spät in der Nacht? Studiren Sie etwa? Alles ist im Hause zu Bett, nur Ihr Fenster strahlt noch wie ein Leuchthurm in die stille Strasse.“

Herr Gross machte ein verdriessliches Gesicht über die Störung. „Wenn Sie mich entschuldigen wollten, lieber Herr College!“ — stammelte er.

„Donner und Doria!“ — rief der Angeredete — „Sie setzen mich an die Luft? Was haben Sie denn in aller Welt? Sie sehen ja aus wie ein Leichenbitter!“

„Um kurz zu sein, ich bin nicht allein“ — erwiderte Gross.

Fleck sah sich rings um. „Ich sehe Niemanden“ — sagte er verwundert.

„St!“ — machte Gross mit bittender Miene, und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu: „Es ist ein Geist im Zimmer.“

Der College sah ihn erstaunt an. „Sie scheinen des süßen Weines voller, als ich“ — sagte er.

In diesem Augenblicke tönte wieder eine Saite im Piano.

„Was ist denn das?“ — lachte Fleck — „Ihr Instrument ist eine Spieldose geworden. Richtig, jetzt geht's los!“ — Verschiedene andere Töne hatten sich hören lassen.

„Ich bitte Sie“ — sagte Gross — „Stören Sie uns nicht. Das ist die Sprache des Geistes.“

„Sie sind wohl ein Geisterbeschwörer geworden?“ — lachte Fleck — „Uebrigens muss es ein Schöngeist sein, der sich so ästhetisch musikalisch vernehmen lässt.“

Jetzt kam plötzlich wieder eine jener Dissonanzen, die sich schon wiederholt hatten hören lassen. „Au!“ — schrie Fleck — „Das stimmt nicht. Diesen Musiker möchte ich doch in der Nähe besehen.“ — Und er ergriff die Lampe, öffnete den Deckel des Pianinos und schaute hinein. Ein Getappe und Ge-krabbel war das Nächste, was sich darauf im Inneren des Instrumentes bemerklich machte; dann brach Fleck in ein lautes Gelächter aus. „Hoho!“ — rief er — „ein Berggeist ist es, der da drin steckt, ich habe ihn gesehen.“ — Und er setzte die Lampe wieder auf den Tisch, ergriff einen Stock und klopfte an den unteren Theil des Pianinos mit dem Rufe: „Komm heraus, Berggeburt!“

Es dauerte nicht lange, so sprang ein Mäuschen vom Pianino herab, lief über die Diele und verschwand unter dem Bücherschranke.

„Ihr Geist war nicht gross“ — lachte Fleck — „Nun werden Sie Ruhe haben. Gute Nacht, College!“ — Und damit entfernte er sich hastig mit etwas wanken-den Schritten, um dem dringenden Be-dürfnisse nach Nachtruhe zu genügen. Herr Gross aber stand betroffen vor dem Pianino und konnte sich lange nicht entschliessen, den Deckel zu senken und zu Bett zu gehen. Er wusste nicht, was er denken sollte, und es war ihm gar nicht recht, dass Elsa's Geist eine so wenig erhabene Gestalt angenommen hatte.

Wie die Maus in das Pianino gekommen war? Das hätte Niemand besser erklären können, als der Zögling, welcher dem Herrn Gross den Brief gebracht hatte. Herr Gross hatte den Takt, keine Unter-suchung anzustellen, um so weniger, als am folgenden Tage schon wieder ein Brief von seinem Freunde Schmidt ein-traf, worin dieser ihm meldete, dass die Befürchtungen in Betreff der Krankheit Elsa's sich zum Glück als unnöthig her-ausgestellt hatten, dass sie nur einen Schnupfenanfall gehabt habe, der für die

Reise nur einen Aufschub von einigen Tagen erheische.

Bald war er der Glücklichste der Sterb-lichen, denn sie kam, erhörte ihn und verlobte sich mit ihm. Er hat ihr aber nie von der Unterredung erzählt, die er mit ihrem Geiste gehabt hatte.

Ist die Krebskrankheit im Zunehmen begriffen?

Von Dr. Percy Dunn.

So weit Zahlen beweisen, müssen wir diese Frage entschieden bejahen. Wäh-rend der Jahre 1870 bis 79 betrug die durchschnittliche Jahres-Zunahme in Eng-land 320 Todesfälle durch Krebs, und zwar ist hierbei zu bemerken, dass die Steigerung in diesen 10 Jahren eine weit höhere war, als in den vorangegangenen 10 Jahren. Das ist eine recht bedenk-liche Aussicht. Im Jahre 1865 veröffent-lichte Ch. Moore ein kleines Buch unter dem Titel: „Antecedentien des Krebses“, worin hauptsächlich zu erklären versucht wurde, auf welche Weise die Zunahme des Krebses durch die Lebensverhältnisse beeinflusst werde. So z. B. glaubte er, dass alle Entdeckungen und Ereignisse, wodurch der Wohlstand einer Nation ge-hoben werde, indirekt prädisponirende Krebs-Ursachen seien, weil gutes Leben mit dem Hervortreten des Krebses innig verbunden sei. Unter Reichen ist diese Krankheit mehr zu finden, als unter Armen. Nach einem französischen Be-obachter beziffert sich das Krebsverhält-niss auf etwa 106 von 1000 in den wohl-habenden Klassen, in den armen Klassen dagegen auf 72 von 1000. Der Krebs wird aber auch bei Thieren angetroffen, und zwar soll er mehr unter Carnivoren als Herbivoren herrschen. Nach Dr. Crisp ist der Krebs unter Hausthieren keineswegs ungewöhnlich, während er bei wilden Thieren und uncivilisirten Men-schen selten sei. Bei 230 Affen, welche er untersuchte, war keine Spur davon zu finden. Aus diesen Mittheilungen einen Schluss zu ziehen, ist nicht schwierig. Man kann nur annehmen, dass die Lebensgewohnheiten bei Menschen oder Thieren mit der Erzeugung oder min-